

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 68.

Montag, 22. März

1926.

Schellbruch.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

XII.

Was war das? ... was ging bei Schellbruch vor? ... Zuerst fragten es die Nachbarn, bald fragte es die ganze Stadt. Weshalb zogen die beiden Töchter, die jedermann schätzte, weil ihre Tüchtigkeit und ihr einwandfreier Ruf klar vor Augen lagen, von ihrem alten Vater fort und mieteten sich bei guten Bekannten ein?

... Hatte der Hochmutsteufel sie doch gepackt? ... Schämten sie sich ihrer einfachen Herkunft? ... War es — von Seiten der älteren Schwester — ein Zugeständnis an Bäckermeister Witt, der immer noch nichts von dieser Verlobung wissen wollte? ... Glaubte man ihn mit der Trennung von Schellbruch versöhnen zu können? ... Man fragte und mutmaßte dies und das, kam aber nicht der Wahrheit nahe, weil die Beteiligten sich über die Gründe des außergewöhnlichen Schrittes, den die beiden Schwestern unternahmen, ausschwiegen.

Sie schwiegen auf ausdrücklichen Rat Grünaus, der seine bestimmten Gründe zu haben schien, diese Angelegenheit möglichst geräuschlos behandelt zu sehen. Niemand wußte, daß er bereits amtliche Nachforschungen nach Schnabel in die Wege geleitet hatte. Er führte für den Polizeimeister, der irgendwo seinen Sommerurlaub verbrachte, die Geschäfte und hatte vollständig freie Hand. Daß gegen seinen Schwiegervater nichts vorlag, hatte sich gezeigt, als jener sich um die Stellung eines Wächters bewarb. Aber Schnabel! Seine Papiere bezeugten, daß er sechsmal vorbestraft war, wegen Eigentumsvergehens, Körperverletzung und Brandstiftung. Was verband Hermine's Vater mit Schnabel? ... Nur die Erinnerung an Wanderjahre?

Aus den Auskünften, die Grünaus nach wenigen Wochen erhielt, ging aber nichts hervor, was seinen Verdacht gerechtfertigt hätte. Seine Hoffnung, daß gegen Schnabel irgendwo und — wann ein Verfahren geschwebt haben könnte, das wegen Mangels an Beweisen hatte eingestellt werden müssen, erfüllte sich nicht. Was der widerliche Mensch begangen hatte, hatte er gestöhnt, da war nichts zu machen. Aber man mußte ihn scharf beobachten, das gebot nicht die persönliche Abneigung gegen ihn, sondern die Rücksicht auf die Gesamtheit.

Den Fragen getreuer Nachbarn und Bekannten wurde entgegengehalten, daß Schellbruch einen alten Freund bei sich aufgenommen habe, weil seine Töchter ihn ja doch bald verlassen; ganz allein aber wolle er nicht hausen. Der Wohnraum sei zu beschränkt, kurz und gut; es ginge nicht mit vier Menschen unter dem engen Dach. Wer's glauben wollte, konnte es glauben, wer nicht, ließ es bleiben. Es gab aber sehr viele Zweifler. Denn wer den „alten Freund“ näher besah, trug kein Verlangen, seine Bekanntschaft zu machen. Man verstand das Verhalten der Schellbruch'schen Töchter so gut, wie man den alten Meister, der einen solchen Menschen bei sich aufnahm, nicht verstand. Und dann gab es einen, der aus dieser Angelegenheit einen ganz besonderen Saft zog und jedem, der wollte, davon zu kosten gab: Lemke.

Wohl noch niemals hatte seine Spürnase einen so faulen und darum begehrenswerten Braten gerochen. Er hatte den Fußtritt, den Hans Witt ihm versetzt, keineswegs vergessen. Bot sich ihm hier nicht die Gelegenheit, Rache zu nehmen? ... Und konnte man nicht gleichzeitig einen so angesehenen Mann wie Witt ja zu Dank verpflichten? ...

Eines Vormittags — Schellbruch hatte ein paar unruhige Schlummerstunden nach der durchwachten Nacht hinter sich — erschien Lemke in der Tür. Er hatte nicht angelockt; ganz plötzlich stand er da, mit einem zutraulichen Lächeln um den Mund.

„Guten Morgen, lieber Schellbruch.“

Der Meister gab den Gruß durch ein Kopfnicken zurück. Lemke setzte sich.

„Nun, was macht das Geschäft, Schellbruch?“ fragte er, sich behaglich die Hände reibend. Immer fleißig, wie ich sehe. Dabei haben Sie gewiß auch geschlafen.“

Als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort:

„Ich hörte, Sie haben sich sogar einen Gesellen zugelegt. Das lob' ich mir. Vier Hände schaffen mehr als zwei. Das bringt Rundschaft ins Haus, Schellbruch, ich selbst werde Ihnen auch wieder zu tun geben. Schuhmacher Stoltzen arbeitet zu miserabel. Das kann man überall hören. Und was ich für Sie tun kann, soll herzlich gern geschehen.“

Schellbruch hätte sich die Ohren zuhalten mögen.

„Es ist da noch ... Sie erinnern sich wohl, Lemke ... ich bekomme immer noch einen kleinen Betrag von Ihnen ...“ sagte er endlich und vielleicht in der Hoffnung, den Ungebetenen damit loszuwerden.

Der lächelte überlegen.

„Wirklich? ... Irren Sie sich auch nicht, Schellbruch? ... Nun, Sie bekommen Ihr Geld, wenn Sie es zu fordern haben. Sehen Sie nur gelegentlich mal in Ihren Büchern nach.“

„Das kann ich gleich, Lemke.“

„Eilt durchaus nicht, Schellbruch“, winkte der Denunziant nachlässig ab. Aber dann ging er, um von dieser Geldangelegenheit loszukommen, zum Angriff über. „Über Ihren Gesellen erzählt man sich ja die wunderlichsten Geschichten“, sagte er mit einer Betonung, die Schellbruch erbeben ließ. „Offen gestanden, das Gerede hat mich ... wie soll ich sagen, etwas neugierig gemacht. — Wo ist der Mann? ... Oder haben Sie ihn schon wieder ziehen lassen?“

Schellbruch verneinte durch ein Kopfschütteln.

„Aber er ist doch gar nicht bei der Arbeit! ... Aha, ich verstehe: Bei einem alten Freund nimmt es der Meister nicht so genau, ha, ha ...“ Lemke weidete sich an der stummen Verzweiflung des Alten. Aber er hatte noch einen anderen vergifteten Pfeil im Köcher, und als er den vom Bogen losließ, traf er mitten ins Schwarze, traf er da, wo Schellbruch am verwundbarsten war.

„Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen“, sagte er, der kinderlose Witwer, mit einem wehmütigen Seufzer. „Da haben Sie Ihre beiden Töchter mit Mühe großgezogen, lieber Schellbruch, und so wird es Ihnen gedankt.“

Schellbruch sah ihn von unten herauf aus trüben Augen an.

„Was meinen Sie damit?“ fragte er nach einer Pause.

„Nun, daß der alte Vater den vornehmen Töchtern nicht mehr gut genug ist! . . . Freilich, wer in die Familie Witt hineinheiratet? . . . Aber man beurteilt Ihre Kinder auch danach, Schellbruch, das können Sie mir glauben.“

Zum ersten Male lehnte sich in dem Bedrängten etwas auf.

„Zwischen meinen Kindern und mir besteht nicht die geringste Feindschaft“, sagte er mit einem Aufgähnen in den Augen. „Sagen Sie das jedem, der es hören will.“

„Aber dann verstehe ich nicht . . .“

„Brauchen Sie auch gar nicht. Das ist eine Sache, die Sie und andere Leute gar nichts angeht.“ Schellbruch war aufgestanden; er war dort angelangt, wo Lemke ihn bewußt hingesteuert hatte. Aber sein Zorn verwauchte dennoch im Nu. Denn er sah draußen eine allzu bekannte Gestalt auftauchen. Nun ging die Haustür, dann die Tür zur Werkstatt, und dann wurde Schnabel sichtbar.

Einige Sekunden war es still. Lemke musterte mit brennendem Interesse den Gesellen, dieser sehr kaltblütig den Besucher. Schellbruch hatte wieder seinen Sitz eingenommen. Eine Wolke von Brannweinrauch durchwogte den Raum.

Mit einem forschenden Blick auf Schellbruch löste Schnabel sich endlich von seinem Platz, vertauschte den zerlumpten Rock mit der Schürze, setzte sich Schellbruch gegenüber an den Werkstisch und griff zu einem schadhafsten Stiefel. Er hämmerte so kräftig darauf los, daß Lemke, der dicht neben ihm saß, etwas beiseite rückte.

„Hm“, machte er.

Schnabel ließ augenblicklich den Hammer sinken und sah den Unbekannten fest an.

„Wie meinen Sie?“ fragte er.

„O nichts“, antwortete der Denunziant höflich. „Ich bewunderte im stillen nur Ihren Eifer. Ich sehe gern zu, wenn andere Leute arbeiten.“

Dies Wort gefiel Schnabel. Sein Galgengesicht verklärte sich förmlich. Das war also doch kein Spion, kein „Geheimer“, wie er anfangs geglaubt hatte, sondern ein Gefinnungsgenosse, ein Mensch, der sein Genüge im Zuschauen fand.

„Hahaha . . .“ lachte er. „Ein alter Freund von dir, Schellbruch?“ vergewisserte er sich doch noch.

„Ein langjähriger alter Bekannter“, bemerkte Lemke kopfnickend. „Nicht, Schellbruch?“

Eine Antwort fiel nicht, sie wurde auch nicht vermisst. Im Handumdrehen waren Schnabel und Lemke in eine Unterhaltung verwickelt, die Schellbruch eigentümlich ganz überflüssig machte. Aber er hörte dennoch gespannt zu, denn Lemke und Schnabel redeten ja miteinander, als könnten sie sich seit vielen Jahren!

Wie ging es zu, daß ein Mensch sich so schnell, ohne Übergang eigentlich, einem anderen anschließen konnte? . . . Er, Schellbruch, hatte sich nie so geben können, nicht einmal zu seiner Frau, die ihn doch wohl am besten verstanden hatte. Und das war sein nie zu stillendes Leid: daß er in einer ruhigen Stunde unter vier Augen nicht den Weg zum Herzen jener Frau gesucht hatte; sie hätte ihm die Last, an der er trug, bestimmt genommen.

Wie sie medern und lachen! Nicht viel fehlt, und sie sinken sich als Duzfreunde in die Arme. Und dann? . . . Dann wissen um jenes Geheimnis zwischen Zürich und Basel nicht nur er, Schellbruch, und Schnabel allein, sondern auch Lemke — und dann ist alles verloren.

Diese Aussicht ist so furchtbar, daß der gedrungene Körper zusammenstinkt; es ist, als stürze sich ein Granitblock auf ihn herab.

„Nun, was haben Sie denn, Schellbruch?“ unterbricht der Denunziant eine Geschichte, die sein neuer Spiegelesse über alle Maken komisch zu finden scheint, denn er ersticht fast in seinem Niehern. „Was fehlt Ihnen?“ Die Augen hängen begierig an dem wachsernen Gesicht.

„Nichts.“ Damit steht Schellbruch schwerfällig auf.

„Ich habe zu wenig geschlafen, das rächt sich“, murmelt er noch, dann wankt er, von vier Augen verfolgt, in seine Kammer, wo er sich angeleidet auf sein Bett legt. Nach wenigen Minuten hört er die beiden davongehen; über der Wohnung liegt eine furchterweckende Stille.

XIII.

An einem Septembersonntag — seit dem Erscheinen Schnabels waren wohl vier Wochen verstrichen — machten die beiden Brautpaare einen gemeinsamen Ausflug in das nächste Dorf. Es ging aber recht still und ernst zwischen ihnen zu, selbst Hans Witt zeigte wenig muntere Laune; der Grund lag in dem veränderten Wesen der Schwestern.

Es war den beiden jungen Männern kein Geheimnis, daß Lisbeth und Hermine unter der vorzeitigen und gewaltsam herbeigeführten Trennung von ihrem Vater litten. Die ältere hatte Frau Zahle, die Nachbarin Schellbruchs, gebeten, jeden Tag nach dem Vater zu sehen, sein Bett zu machen und Küche und Wohnstube instandzuhalten. Die Versuche, Schellbruch außerhalb des Hauses essen zu lassen, waren mißglückt.

Die beiden Schwestern gingen auf dem Heimwege — es war am späten Nachmittag — schweigend voran, die beiden Männer folgten. Da entdeckte Hermine in einem halb abgeernteten Kornfelde zur Linken Mohn. Bald war sie mit der Schwester abseits gegangen. Grünau wollte ihnen folgen, wurde aber von Hans Witt zurückgehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Menelaus in Weimar.

Von Carlo Brachvogel.

Fast alljährlich belehren uns neu erscheinende Bände über Art und Wesen der Beziehungen, die Goethe zur Frau von Stein, Schiller zur Frau von Kalb unterhielt. Alles Wissenswerte und auch manch nicht Wissenswerte ist aus diesen Neuererscheinungen zu erleben und scharf umrissen stehen die beiden Lotten vor uns da. Die beiden Lotten — doch von ihren Gatten erfahren wir blutwenig. Nun ist es ja gewiß hoch erfreulich, daß das Weimarer Doppelgestirn seine Lotten fand — aber ist es etwa weniger erfreulich, daß neben einer jeden ein Ehegemahl stand, so daß Lotte immer nur geliebt und nicht auch geheiratet zu werden brauchte?

Wir alle kennen die rührende Geschichte, wie Goethe zwei Nächte lang nicht schlafen konnte, nachdem er die Silhouette der Frau von Stein erblickt hatte. Als er dann die Ursache seiner Schlaflosigkeit persönlich kennen lernte, war die Noe von Schardt seit zehn Jahren die Frau des Oberstallmeisters von Stein, der sie — diesem nicht übermäßig langen Zeitraum siebenmal zur Mutter gemocht hatte. Nun sprechen ja sieben Kinder weniger für das Glück als für die Fruchtbarkeit einer Ehe, aber von einer unglücklichen Ehe der Schardt'schen Tochter hat man nie gehört. Bis in die Mitte der Dreißiger scheint sie keinen tröstenden Freund gebraucht zu haben.

Erst als das jugendstrotzende, bildschöne, vom Herzog verhätschelte Kräftgenie in die betuliche Galanterie des Weimarer Hoflebens trat, scheint die liebende Mutter das Talent zur femme incomprise in sich entdeckt zu haben. Vom freundlichen Lächeln des ganzen Hofes begudt und begleitet, beginnt die Intimität mit Goethe, über der auf gemeinschaftlichen Reisen der Generalluperintendent Herder schützend die geistlichen Hände breitet. . . . Den Herrn Generalluperintendenten und Hofprediger auch zu einer Amtshandlung, zu einer Trauung, zu bemühen, ist dem Liebespaar wohl nie ernstlich eingefallen. Vielleicht hätte zu Anfang der Beziehungen Goethe gerne geheiratet, denn er war nicht nur verliebt, sondern besaß, gleich vielen andern Freiküßlern und Freistaatlern, ein gut Teil Adelsnobismus, dem es wohl gefallen hätte, eine Noe von Schardt, geschiedene von Stein heimzuführen, Frau Lotte aber war ihm nicht nur an Jahren, sondern auch an klein-höflicher Lebensbedachtlichkeit überlegen. Wenn er ihr je beim Nachmittagsstee im Still „Entschlich mit mir und sei mein Weib“ zugeredet hat oder hätte, wäre auf dem verblühten Vogelgesichtchen der Noe von Schardt ein kleines Lächeln erschienen und sie hätte ungefähr gedacht, vielleicht auch gesagt: „Wozu eigentlich, du liebes, süßes Ungeheuer?! Ist mein Oberstallmeister denn nicht ein Mustergatte, wie wir uns nur einen wünschen können? Er beherrscht losulagen die Situation — wozu also sie verändern?!“

So ungefähr mag die Noe von Schardt gedacht oder geredet haben, die mit dem ganzen Adelsstolz kleiner Hofleute sich gewiß degradiert vorgekommen wäre, wenn sie statt Frau

von Stein Frau Goethe hätte heißen sollen. Wahrscheinlich war sie nach zehn- bis fünfzehnjähriger Ehe mit dem biedern Oberstallmeister auf jenem angenehmen Punkt angelangt, wo die Liebe allmählich aufhört und die gegenseitige Rücksicht beginnt. Vielleicht aber war's auch ganz anders. Vielleicht hat sie sich in Einzelheiten doch immer noch recht gut mit dem tüchtigen Eheherrn verstanden, zudem Goethe ihr ja mit einer Geschmackslosigkeit, deren sich kein Ultramoderner zu schämen hätte, alle Bläfferei seines Junggesellenlebens berichtete. Kenn' sich einer in solch überzierlichen, scheinbar ganz vergeistigten Frauen aus!

Jedenfalls ist es nicht zur Scheidung gekommen; Herr von Stein scheint also weder ein Wüterich noch ein Spielverberber gewesen zu sein. Dafür dürfte er auch schlussweise die Banne der Schadenfreude genießen, als kein Hausfreund, angeekelt vom Hofgetriebe, vor sich und Lotten nach Italien floh. Es waren die letzten Glanztage der Frau von Stein, in der wohl schon jeder, nur nicht sie selbst, die verabschiedete Geklebte sah, wenn sie den scheinbar teilnahmsvollen Hofdamen sagen konnte: „Goethe hat mir heute geschrieben.“

Wie er heimkehrte, wissen wir alle. Ein Mensch, den die eigene Größe zur Einsamkeit verurteilte, ein Mann, der keine präziöse Geliebte um sich haben konnte, sondern nur ein dralles, albernnes Mädel, das gut lachte, gut kühte und feinerlei geistige Ansprüche stellte. Frau von Stein hat damals ein Martirium erlebt, doch sie hat es weder als Heldin, noch als Dulderin, noch als wirklich große Dame ertragen. Sie benahm sich da nur wie eine recht gewöhnliche Rameau. Der eine andere den Liebhaber abspenstig gemacht hat und die nun an der Nebenbuhlerin und dem Ungetreuen kein gutes Haar lassen will. Herrn von Stein hat ihre tugendliche Entzückung ob der Goetheschen Wirtshafterin sicherlich sehr belustigt und ihr Zorn hat ihm wohl manch heimliches Schmunzeln abgelockt. Er hätte nicht von Fleisch und Blut sein müssen, wenn es anders gewesen wäre. Dann nahm ihn ein gütiges Geschick hinweg, ehe er noch das Schrecklichste erleben mußte: das Rachedrama seiner Frau. Denn als Charlotte genug über die nichtige Christiane geizert, geklatscht, gebohrt und gehöhnt hatte, verfaßte sie ein Drama „Dido“ (natürlich ist „Dido“ sie selbst!) ein Nachwerk voll altfingergeschichtlicher Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Männer (sprich Goethe), das sich da und dort zu Sprachschönheiten erhebt, wie: „es wird seine gebahnte Bededung gewesen sein“, woraus zu ersehen ist, daß Lotte sich auch neben Goethen ihren eigenen Stil zu wahren wußte.

Wilder, exaltierter als in dem wohlgezogenen höflichen Dreieck Goethe-Stein ging's bei den Schiller-Kalbs her, und in dieser Konstellation zeigt auch der Gatte eine bestimmtere Physiognomie als der etwas schattenhafte Herr von Stein mit der eheherrlichen Tüchtigkeit. Sein Name war — Heinrich von Kalb — klingt sanft, um nicht zu sagen schafig, aber da er als Hauptmann in einer kleinen Garnison — Landau — stand, darf man annehmen, daß er weder ein Beiruder noch ein Asket war. Nur um des Geldes willen heiratet er die frühverwaiste Marckbalt von Ostheim, ein phantastisches, in eine Traumwelt eingewonnenes Mädchen, das mit dem wirklichen Leben blutwenig Bescheid weiß. Auch sie liebt den Mann mit dem schaffigen Namen nicht und wird vom Altar weg ohnmächtig in die Reisetutsche getragen.

Dramatisch wie die Ehe begonnen hatte, ging sie auch weiter. Die junge Frau Hauptmann blieb nur vorübergehend in Landau, ging bald mit Einwilligung des Gatten nach Mannheim, wurde Mutter und phantasierte weiter. Schon als Mädchen hat sie lunterbunt durcheinander geseilen, was ihr in die Hände fiel, legt, völlig ihre eigene Herrin, schmälert sie trotz ihrer hocharadigen Kurzsichtigkeit die Nächte durch, bis sie durch einen Zufall entdeckt, daß ihr eines Auge schon erblindet ist. Der Schleiervall der Kurzsichtigen scheint äußerlich so ziemlich das einzige Merkmal ihrer Blinderheit gewesen zu sein, im übrigen zeigt ihr Bild keineswegs eine ätherische, appetitliche, liebe, deutsche Frau, der man eher viele Kinder und einen guten Tisch zutrauen möchte, als den himmelhochauschenden Ehebruch mit einem Kraftgenie. Ihre Aufzeichnungen behaupten freilich, daß sie eine treffliche Hausfrau gewesen sei und oft für mehr als zwanzig Personen gekocht habe — aber in lockende Phantastinnen habe ich kein rechtes Zutrauen.

In Mannheim lernt sie Schiller näher kennen, den sie früher schon flüchtig bei den Holzogens getroffen hatte, und alsbald sind die beiden Hisköpfe Feuer und Flamme füreinander. Sie lieben, schwärmen und raken in lebenswürdiger Verfliegenheit und der Herr Hauptmann steht der Sache gar nicht übernehmend gegenüber. Er besucht Frau und Kinder in Mannheim, ist mit dem Liebhaber seiner Frau befreundet, weiß alles, trägt alles, duldet alles, überwindet alles und ist, wenn auch nicht stärker als der Tod, so doch zuverlässiger als der Dichter der Laura-Oden. Wahrscheinlich hat sich kein einfacher, gradliniger Militärverderber gleich gedacht, daß auch diese Titanenliebe nicht so heiß gegessen wie gekocht wird. Immerhin drängten diese beiden ganz anders als Goethe und

keine Lotte zu Scheidung und Heirat und der Gatte will offenbar mit sich reden lassen. „Herr von Kalb wird im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsere Vereinigung im Oktober zustande kommen wird.“ So schreibt Schiller aus Weimar, wo er mit Lotte eingetroffen ist und vom Hofe mit demselben nachsichtigen Lächeln begutet wird, wie einst Goethe mit seiner Lotte, die damals wohl alle Qualen der Frau von gestern gegenüber der Frau von heute empfunden haben mag. Auch der wohlwollende General-Superintendent Herder ist wieder auf dem Posten: „Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung.“ Über den wissenschaftlichen hintergangenen Hauptmann äußert sich übrigens Schiller mit einer Objektivität und Anerkennung, die dem betrogenen Ehemann das beste Zeugnis ausstellen: „Herr von Kalb hat mir geschrieben. Er kommt zu Anfang September, seine Ankunft wird das Weitere mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu verwundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältnis mit ihr kennt. Aber seine Billigkeit und seine Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und eine dienstfertige Ohrenbläse auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt.“ Nicht leichtes Herzens ist Schiller diesen starken und billig-denkenden Mann betrogen zu haben, der eine Frau nicht halten mag, die von ihm forstrebt. Schon die Gedichte „Der Kampf“ und „Die Resignation“ legen Zeugnis ab für „den Riesenkampf der Pflicht“ und deutlicher noch redet ein Brief aus Weimar: „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon eine Veränderung, die weitergehen kann.“ Wer sich ein bißchen auf Ehebruchs-Pathologie versteht, weiß, daß es nur von der Persönlichkeit des Gatten abhängt, ob an die verlebte Pflicht überhaupt gedacht wird oder nicht. . . .

Die Scheidung kam nicht zustande. Die beiden Hisköpfe, die gewiß über jeden Widerstand wie toll hingeprengt wären, stützen ernüchtert vor der Bereitwilligkeit des Hauptmanns, Elida, die nicht unter einer Verantwortung in die ersehnte Freiheit gehen mag. . . .

Lotte, bei aller Phantasterei eben doch auch eine Frau „von“ land wahrscheinlich, daß „Madame Schiller“ doch gar zu bürgerlich gelungen hätte und er wiederum war wohl schon nervös und ruhebedürftig geworden neben der Unruhe einer ewig-erhobenen, ewig-begeisterten, ewig-flammenden Frau. „Ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen.“ Inzwischen tauchte auch schon der solide Beiratsplan mit Charlotte von Lengefeld auf: „Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein.“

Unaufhaltsam schreitet der Bruch weiter. Zu Charlottens Ehre aber muß gesagt sein, daß sie sich ungleich würdevoller benahm als Frau von Stein. Nur in Ausdrücken und Briefen scheint sie unermüdet gewesen zu sein, denn echt-männlich (aber nicht im Sinn der Stärke!) schreibt Schiller: „Die Kalb hat mir heute geschrieben: Ich habe sofort geantwortet. Nieher zehn Briefe schreiben, als einmal sprechen.“

Und einige Wochen später: „Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr schreiben! Auch bei ihr hat sich also, genau wie bei Frau von Stein, der Gatte zuverlässiger erwiesen, als der Liebhaber.“

Doch während über die Untreue der beiden Charlotten und Wolfgang Friedrichs dicke Bände verfaßt werden, „meldet kein Lied, kein Heldentum“ von der Treue der Herren von Stein und von Kalb!

Eine betrübliche Tatsache, die wieder deutlich darrt, daß Treue zwar immer edel, aber nicht immer eine dankbare Handlung ist!

Betrachtung über den Staub.

Von Max Saneel.

Ich betrachten, heißt eine der gewaltigsten Erscheinungen des Lebens betrachten und eine der niedrigsten zugleich. Denn es ist nichts, was erhabener wäre als der Staub, was gemeiner wäre als er.

Er ist das größte Wunder der stofflichen Welt, weil er ewig ist. Er war am Anfang und wird am Ende sein. Alles Werden und Vergehen ist in ihm beschlossen. Alles vergangene Leben kam aus dem Staub, alles gegenwärtige ist aus ihm hervorgegangen, und alles künftige Leben wird staubgeboren sein. Er ist Materie Mutterkorn, aus dem die organische und anorganische Formenwelt sich aufbaut und zu dem sie, verfallend und zerfallend, nach einer Weile, nach Jahren, nach Jahrtausenden, Jahrmillionen oder Jahrmilliarden zurückkehrt. Er ist das materielle Medium, dessen sich die Gottheit bedient, um die sichtbare Schöpfung in Ewigkeit zu erneuern.

Der Erdball mit seinen ungeheuren Domänen gelben Sandes, die aus Staubböhrern bestehen streut auf seiner laulenden Fahrt den Staub in den Raum und die Winde sind die geschäftigen, eilenden Träger des Staubes. Überall, wo es Stoff gibt, gibt es Staub. Die Urgebirge, die Pyramiden Ägyptens, die Kathedralen Europas, die wolken-

hohen Gebäude Amerikas — sie zerbröckeln und zerstauben so unaufhaltsam und unmerklich wie die bleichen, brüchigen Gerippe vorzeitiger Tiere in den Museen. Und der Staub, den die ältesten Dinge absondern, tanzt mit dem jüngsten Staubbrüderchen im Reigen.

Wenn ein Staubforn fehlte, wäre die Welt unvollständig.

Die Kräfte der Luft spielen mit zarten Fingern an den härtesten Verformungen und schaben den Staub von ihnen. Königsaspekte zerstauben, Häuser und Hüften zerstauben, und die Feder der Vögel zerstauben. Die letzte Verwandlung alles Seins ist das Aufsteigen, der Staub.

Er ist überall. Er ruht auf den Dingen und durchwirbelt unermüdlich die Luft. Er liegt kuckuck auf den Straßen, wo ihn die Hufe der Pferde, die Räder der Wagen aufhoben. Wir atmen ihn ein und er setzt sich in unserer Mundhöhle, in unserer Nase, in unserer Lunge fest, wo ihn Kräfte der Reinigung verwandeln oder ausschleiden. Er ist unvermeidlich. Wo du bist, ist Staub, und da ist kaum ein Vatuum, wo er nicht ist. Er wird ununterbrochen aus allem erzeugt, was dich umgibt, und aus ihm wird in göttlicher Alchemie ununterbrochen alles erzeugt, was dich umgibt. Aus dem Staub erhebt sich die Generation wie eine Welle des Lebens und in den Staub sinkt sie verbrandend wieder zurück. Staub, Staub, Staub — das ist die Geschichte der Menschheit von Anfang an, und Staub, Staub, Staub ist ihr Ende. Der Mensch ist lebender Staub. Der Staub Adams, des ersten Menschen, aufersteht dereinst im letzten Menschen, wenn der Engel Israfil, am Ende der Zeit, die Posaune an den ätherischen Mund legt.

Es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub, sagt der Prediger.

Großes, unaussagbares Mysterium des Staubes! Inbegriff, Behälter alles Gewaltigen, Schönen, Wohlgestaltigen, was Wohnung war und ist und sein wird für den Geist! Staub, Form eines Raffael, eines Dante, eines Michelangelo, eines Goethe, Beethoven, Wagner und all derer, die noch auferstehen werden, um die unerhöchliche Herrlichkeit des Geistes in der Welt des Stoffes zu offenbaren. Staub, Verweiser alles Vergangenen, Gegenwärtigen und Künftigen — heilig bist du wie irgendein Heiligtum dieser unerdenklichen, geheimnisvollen Welt, du, der so gering und demütig des Lebens mächtigster Diener ist.

Welt u. Wissen

Die Vorhut der Zugvögel. Die ersten Vorposten des Millionen umfassenden Vogelheeres, das sich nun wieder unseren schon leise vom Frühling berührten Gefilden nähert, sind bereits eingetroffen, und zwar sind es hauptsächlich die Steinschmäger, die diese Vorhut bilden. Diese kleinen gefiederten Freunde haben wohl an die 6000 Kilometer und mehr zurückgelegt seit dem Tage, da sie ihre warmen Winterquartiere im Süden verließen. Eines Tages suchten sie noch ihr Futter in den Ebenen Afrikas. Da vernahmen sie plötzlich den geheimnisvollen Ruf, der ihnen befahl, den reich gedeckten Tisch und alle Bequemlichkeiten ihres Winterlebens im Stich zu lassen und sich auf die lange, ungewisse Reise zu begeben. Und alle folgten sie der Stimme der Natur, wie es ihre Vorfahren seit Jahrtausenden getan. Bald wird ihnen die Riesenschar der Zugvögel folgen, die der schönen Jahreszeit in unseren Breiten erst das rechte Leben einhaucht. Unzählige Male hat die von Wintersonne und Winterskälte befreite Menschheit unserer nordischen Länder diesen Verkünder und Bringer des Frühlings schon zugejubelt, und noch heute, wie einst, beugen wir uns in staunender Ehrfurcht vor diesem Wunder, dessen Geheimnis noch kein Gelehrter ergründen konnte. Alle diese Vögel, die von weiten Fernen herkommen, kennen ihren Weg ganz genau und streben nach einem ganz bestimmten Ziel, nach jenem Waldeswinkel, Gartenhaus oder Wiesenplatz, den sie im vergangenen Herbst verließen. Wohl gelingt es gar manchen nicht, dies Ziel ihrer Reise zu erreichen, aber die weitaus größte Anzahl findet mit unbezweifelnder Sicherheit den Weg zu den Orten, wo sich im Vorjahr ihr Liebes- und Eheleben abspielte. Durch das sog. Ringensystem, das zuerst von deutschen Ornithologen ausgebildet wurde und jetzt von allen Vogelforschern der Welt durchgeführt wird, ist es gelungen, den Flugstrahlen der Zugvögel in vielen Fällen auf die Spur zu kommen, und man hat immer wieder festgestellt, daß Vögel, die an einer bestimmten Stelle beruht wurden, zu demselben Platz zurückkehrten, um hier wieder ihr Nest zu bauen. Wir wissen jetzt auch, daß diese Wanderer der Luft nicht geradewegs nach Norden eilen, wenn sie den Süden verlassen. Vielmehr folgen sie alle ganz bestimmten Weirouten, die bereits ihre Vorfahren eingeschlagen haben; es ist, als wären am Himmel bestimmte Vogelstraßen vorhanden, die mit

Begleitern und Merkzeichen versehen sind, dem Vogelauge leicht sichtbar, aber dem menschlichen Blick verschlossen. Und wenn sie im Herbst den Rückweg antreten, dann verlassen die Jungen mancher Arten, die erst bei uns das Licht der Welt erblickt haben, ihre Geburtsstätte noch vor den Eltern und fliegen auf denselben Luftwegen zurück, auf denen die Eltern gekommen sind, ohne alle Führer, die ihnen den Weg zeigen könnten. Wie das geschieht? Es ist unzählige Male gefragt worden, und viele Erklärungen sind versucht worden, ohne daß eine befriedigt. Der Vogelzug, dessen eine große Etappe wir in diesen Monaten wieder erleben dürfen, ist eben eines der Geheimnisse der Natur, eines der unerklärlichen Frühlingswunder, mit denen die Schöpfung uns begnadet.

Wie der Dalai Lama gewählt wird. Jedes Land, jedes Volk hat seine Sitten und Gewohnheiten, die ihm selbstverständlich erscheinen, den Fremden aber eigenartig anmuten. So existiert zum Beispiel in dem „verbotenen Land“ Tibet ein nach unseren europäischen Begriffen ganz merkwürdiges Verfahren, wonach der Dalai Lama, der Gottkönig, gewählt wird. Nach seiner eigenen Darstellung, die man neben anderen neuen Tatsachen über dieses unbekannte Volk und seinen geheimnisvollen Herrscher in dem bei Brockhaus neuer erschienenen Werk „Tibet einst und jetzt“ von Sir Charles Bell nachlesen kann, vollzieht sich die Sache folgendermaßen: An einige Dalai Lamas glaubt man mehr, an andere weniger. Bevor einer der ersteren stirbt oder — wie der Tibeter sagt — „sich in die himmlischen Gefilde zurückzieht“, teilt er gewöhnlich seiner Umgebung mit, wo er wiedergeboren werden wird; er gibt vielleicht sogar Einzelheiten an, das Haus, in dem der kleine Knabe gefunden werden wird, den Strom, der etwa in der Nähe vorbeifließt, die Form der Berge in der Nachbarschaft und anderes. Die Umgebung des Dalai Lama scheut sich indes, selbst nach solchen Einzelheiten zu fragen, um seine Sehnsucht nach dem „Fortgehen“ nicht zu vergrößern. Drei oder vier Jahre, nachdem der Dalai Lama „fortgegangen“ ist, bestimmen der Taschi Lama, falls er mündig ist, und fünf- zehn oder zwanzig andere hohe Lamas und andere Würdenträger, den Landstrich, wo der neue Dalai Lama gefunden werden wird, sein Geburtsjahr, das seines Vaters und seiner Mutter, die Baumarten in der Umgebung seines Hauses usw. Nachfragen, die man in dem bezeichneten Bezirk anstellt, führen meist auf die Spur von drei oder vier Knaben, deren Geburt von himmlischen Offenbarungen begleitet wurde, wie zum Beispiel durch einen Regenbogen, der zur Zeit ihrer Geburt sich am heiteren Himmel über dem Hause gezeigt hatte, oder durch himmlische Visionen, die ihre Eltern gehabt haben. Die Einzelheiten dieser wunderbaren Geburten werden den oben erwähnten Propheten und Lamas mitgeteilt, und diese entscheiden, wer der neue Lama ist.

Reise u. Verkehr

Holländische Gesellschaftsreisen nach Deutschland. Auf Grund der Reiseprogramme der großen ausländischen Reiseunternehmungen verspricht die kommende Saison einen lebhaften Ausländerbesuch nach Deutschland zu bringen. Kürzlich konnten wir berichten, daß u. a. Cool 30 seiner 32 Europa-reisen durch Deutschland führen wird; das jetzt veröffentlichte Programm der Niederländischen Reisevereinigung führt u. a. 63 Reisen nach allen Teilen Deutschlands auf. 17 Reisen führen an den Rhein; der Harz und Bad Harzburg wird von 10 Reisevereinigungen besucht. Ems ist das Ziel von 7, Schwarzwald und Taunus von je 6 Reisen. Weitere kürzere Reisen sind nach der Eifel, dem Bergischen Land, Berlin, nach Heidelberg und nach den Nordseeküsten vorgesehen.

Ferienreise amerikanischer Hochschüler nach Deutschland. Wie German Railroads Information Office, New York, das Bureau der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung, uns berichtet, sind für die Studenten der New Yorker Columbia Universität vier Ferienreisen nach Europa angelegt worden, von denen zwei durch das Rheinland und den Schwarzwald führen. Auch eine angelegene Mädchen-Hochschule im Staate Connecticut unternimmt mit einer kleineren Gruppe von Damen eine Reise von mehreren Wochen nach Deutschland. Eine führende Universität in Kalifornien, also im Westen Nordamerikas, veranstaltet im Frühjahr dieses Jahres eine Ausstellung von Reiseplakaten und Prospekten, wobei die letzteren in größeren Mengen an die Interessenten abgegeben werden. Das New Yorker Bureau der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung hat der Antares-Gesellschaft eine große Auswahl von Material zur Verfügung gestellt.